

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

245 (22.10.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Heilung durch den Geist

Seit Anbeginn der Geschichte der Menschheit wird nach dem Sinn der Krankheit gefragt und geforscht. Alles Unerklärliche, also auch die Entstehung einer Krankheit, gilt dem primitiven Menschen als göttliche Fügung. Leiden ist Strafe für eine begangene Sünde und kann nur durch Bußübungen beiläufig werden. Arzt und Priester sind in den ältesten Zeiten der Menschheitsgeschichte bis ins Mittelalter identisch. Erst die Naturwissenschaft der letzten Jahrhunderte räumt den teils ältlichen Glauben an einen magischen Ursprung der Krankheit fort. Wie tief dennoch dieser Glaube in der Menschheit bis auf unsere Zeit eingewurzelt ist, zeigt das Wirken von Mesmer und der Hypnotisten und Selenkämpfer, wie etwa heute die Tätigkeit des berühmten Weihenbärgers. Das auf der anderen Seite Gesundheitsfürsorge oder Krankheitsfürsorge von nicht geringem Einfluß auf Gesundheitsstörungen sind, das nervöse Erkranken hysterisch eingebildet und dadurch wirksam werden können, ist eine Erkenntnis, die der modernen Psychiatrie längst geläufig ist. Die Erkenntnis und ihre praktische Auswertung gehören zu den unwichtigsten Fortschritten der Wissenschaft unseres Jahrhunderts.

Das Problem der „Heilung durch den Geist“ wird in der Gegenwart durch die Erregung der Psychoanalyse repräsentiert. Im Grunde stellt die Psychoanalyse, deren Bedeutung noch gar nicht vollkommen abgesehen werden kann, den vorläufigen Endpunkt einer schon rund anderthalb Jahrhunderte alten Entwicklung psychologischer Forschung und seelenärztlicher Praxis dar. Die Kenntnis dieser Entwicklung bietet überraschende Einblicke in Ursprung und Ursachen psychischer Unbegreiflichkeiten und geistiger Störungen, die wir heute mehr denn je beobachten können. Mit ihrer Unternehmung und Vertiefung hat sich Stefan Zweig in seinem „Abend im Gaiety“ (Zweik-Verlag, Leipzig) ein hohes artistisches Verdienst erworben. Der Verfasser verbindet in seinem Werke, das der Charakterisierung von Persönlichkeit und Wirken Franz Anton Mesmers, der Maria Batez-Edy und Sigmund Freud's dient, historische Gründlichkeit und psychologische Schärfe mit einer Klarheit, Feinheit und Lebendigkeit des Stils, die den Leser in höchstem Grade fesseln und auch dem Verständnis des Laien zugänglich sind.

Während in die Epoche des Rationalismus und Materialismus gegen Ende des 18. Jahrhunderts plakt der Arzt Franz Anton Mesmer mit seiner mehr abstrakten als wissenschaftlich begründeten Methode einer „Heilung durch den Geist“. Was uns heute auch das etwas mystische Zeremoniell seiner „magnetischen“ Behandlung kindlich erscheinen, so ist doch die Grundidee seiner Einwirkung auf Kranke durch Suggestion und Hypnotisierung heute noch fruchtbar für die moderne Seelenheilkunde. Mit aller den Größe der Wirkung sind dokumentarisch nachgewiesen. Mit aller Ehrerbietung wendet sich — das ewig gleiche Schauspiel in der Geschichte — die zukünftige, die „akademische“ Wissenschaft gegen den kleinen Amateurliterat, den Mesmerer Traditionen. Sie erreicht es, daß Mesmer von einer unerhörten Höhe erfolgreicher Wirksamkeit ins Dunkel der Vergangenheit und Vergessenheit zurückfällt. Abenteurerliche Nachahmer, die den richtigen Kern von Mesmers Lehre zu einer wüsten Charlatanerie herabwürdigen, sorgen dafür, daß bis heute die Erinnerung an Mesmer und Mesmerismus mit einem fatalen Belegmaß von Gauklertum behaftet bleibt. Doch die Lehren Mesmers sind, ohne das dabei noch an ihren Ursprung gedachte Wort, lebendig geblieben und haben schon in der romantischen Dichtung und Philosophie einen festen Niederschlag hinterlassen.

Die Aufnahmebereitschaft der Massen für Wunderglaubenslehren ist auch während der Wirksamkeit des immerhin ernsthaft und kritisch wissenschaftlich ringenden Forschers Mesmer zutage getreten. Daß seine Aufnahmebereitschaft gerade bei dem so nüchtern erscheinenden Volke Amerikas einen besonders großen Raum einnimmt, ist eine bis in die jüngste Zeit durch Affendrosse und ähnliche Seltsamkeiten bemerkene völkerverpsychologische Erfahrung. Auf

ihm hat mit beispielloser Geisteskraft und Energie Mary Baker Eddy den grandiosen Schwundel ihrer „Christlichen Wissenschaft“ aufgedeckt. Bei allen zweifellos psychologischen und hysterischen Charaktereigenschaften hat sich diese Frau als geniale Massenpsychologin und als eminent geschickte Lenkerin, Organisatorin und materielle Ausbeuterin der Massenpsychose erwiesen. Krankheit, Alter und Tod — so lautet Mary Batez auf die Dummheit der Menschen spekulierende, verblüffend einfache Lehre — sind, weil böse, also unglücklich, überhaupt nicht vorhanden. Wer nicht an Krankheit glaubt, der fühlt sich auch nicht krank, bzw. wird sofort gesund. In dieser über die ganze Welt verbreiteten Lehre hat die Maria Eddy eine gewisse, wenn auch nicht wissenschaftliche, Triumphe erlebt. Dabei hat die Verkünderin dieser Lehre ihr neues „christliches“ Evangelium entgegen aller Vogt und Erbit ihrer Glaubensformel zu einer echt amerikanischen „business“-Angelegenheit gemacht. Die einstmals blutarme Frau hat es bis zu ihrem im Alter noch annähernd neunzig Jahren erfolgten Tode zur vielfachen Dollarmillionärin gebracht. Mit dem Tode dieser überaus ehrlichen Frau hat zwar die „Christliche Wissenschaft“ an Bedeutung eingebüßt, doch verfügt sie auch heute noch in allen Ländern über eine feste Anhängerzahl.

Auf ein ernsthaftes wissenschaftliches Niveau wird die „Heilung durch den Geist“ erst wieder um die letzte Jahrhundertwende durch Sigmund Freud, den Forscher und Erfüller des Lebenswunders Mesmers, gehoben. Freuds bahnbrechende Leistung ist die Unternehmung der Welt des Unbewußten und ihres Einflusses auf Denken und Handeln der Menschen. Durch den Widerstreit zwischen unterdrückter (meistens sexuell betonter) Triebwelt auf der einen, Intelligenz und Sittlichkeit auf der anderen Seite entstehen seelische Konflikte und „Symptome“, die zu schweren seelischen Störungen führen können. Der Bewußtmachung und Beseitigung dieser Störungen dient die Technik der Psychoanalyse. Als erhellender, freier Erforscher der Wirklichkeit begreift sich Freud mit schärfsten Feststellungen. Darin liegen Wert und Grenze der Psychoanalyse. Aber diese Feststellungen sind notwendig, um dem Menschen die Überwindung einer „Symptomatik“ durch Willenskraft, die persönliche „Heilung durch den Geist“, zu ermöglichen.

Die Bedeutung der psychoanalytischen Erkenntnisse für die Seelenheilung, für Ethik, Pädagogik, Rechtsprechung und gesellschaftliche Entwicklung ist heute schon offenkundig. Selbsterkenntnis ist die Voraussetzung für Selbsterziehung und damit für den Aufstieg der Menschheit. Die „Heilung durch den Geist“ muß endlich zur Herrschaft des Antefests über die Triebwelt führen, die für die ganze menschliche Gesellschaft, wie Freud meint, in weiter, aber wahrhaftig doch nicht unerreichbarer Ferne“ liegt.

Dr. Wilhelm Bolze.

Theater und Musik

Badisches Landestheater

Don Giovanni (Neu einstudiert)

Viele Leute buchstabieren an „Don Giovanni“ auf dem Theaterseitel herum und sind nicht wenig erstaunt, daß dieser Don Giovanni mit Don Juan in der Tat ein und derselbe ist. Don Juan wurde an unserm Landestheater neu einstudiert. Die meisten Darsteller der Titelrolle verstehen ein Spiegelbild der Verkörperung des Don Juan d'Andrades zu geben, der nur Südländer, nur Temperament war und wie alle Stars keine anderen Götter neben sich duldet. Auf seinen Don Juan mußten alle Reflektoren gerichtet werden, alles mußte ihm untertänig sein, selbst der Kapellmeister. Ueber die Auffassung der Don Juan-Partitur war man von jeder geteilter Meinung. Don Juan ist das klügste Wesen, das über die Opernbühne geht. Gewöhnlich müssen Gäste zur Aufführung hinzugezogen werden, denn Mozartsinger sind rar geworden. Wir dürfen uns hier glücklich schätzen, die Oper mit eigenen Kräften besetzen zu können. Carsten Dörner gab den Verführer. Sein Spiel hat eine lässige Eleganz, es hat Liebesswürdigkeit, es hat

weltmännliches Format, doch fehlt in allem jene Größe, jene Sicherheit, die unbedingt erforderlich ist, um diesen „Lob“ glaubhaft zu gestalten. Aber in Spanien tanzend und drei“ das verflüchtigt. Der Dörnerische Don Juan hat die lobenswerte Eigenschaft, nicht nur Schablone zu sein, der Künstler hat an der Gestalt gemodelt, versucht, sie in eine andere Form zu pressen, sie dem Zuschauer näher zu bringen. Die vielen guten Qualitäten des Sängers Dörner kommen der Rolle sehr zu Ratzen. Sein Barlardo ist flüchtig, es hat Rhythmus, ist nicht trocken und hat etwas Selbstverständliches. Der Schützliche Leporello bringt die nötige Beweiskraft für diesen listigen, listigen „Ehrenmann“ auf. Mit lächelnder müßeliger Sicherheit, mit einer Spieltechnik, die immer auf presto eingestellt ist, mit einem prächtigen Iononen Bass, mit einer durch nichts gebremsten Behendigkeit schlägt dieses getreue Abbild seines Herrn noch einmal eine Brücke zu dem alten Trichino der Opera buffa. Mozart hat ihm ein klassisches Denkmal gesetzt, das nie verwittern wird.

Man wird sich auch mit der übrigen Besetzung einverstanden erklären, vor allem, daß man die Donna Elvira der jugendlich-dramatischen Kraft übertragen hat. Malie Fanz hat aus der betrogenen Frau eine „Tragödin der Liebe“ gemacht. Sie gehört hinsichtlich der Darstellung und des Gesanges wohl zu den besten Sängern, die wir hier an unserer Bühne in den letzten Jahren zu sehen und zu hören bekommen. Die für moderne Rollen fast nicht zu meisternde Donna Anna-Rolle bewältigte Maria Gletschardt mit vollendeter Technik. Wilhelm Kentsch betonte als Ottavio den spanischen Charakter, er gab ihn mit adäquater Geistes- und Fassung das Los, das das Geschick ihm beschied. Auf seine letzten gesungenen Sätze hat er keine Majoletto gestellt. Dieser Majoletto hatte Grund genug, auf sein Verlangen eifernd zu sein. Größtenteils würdevoll war der feinerne Gast Adolf Schoepf. Für die Regie wollte niemand die Verantwortung übernehmen. Man hat hier das Szenarium zum Don Juan auf eine höchst einfache Formel gebracht. Es wird die Zeit kommen, die aus dem Don Juan eine Konzeperoper macht. Anläufe dazu finden sich auch hier schon dazu; man läßt manche Teile des Werkes, so auch das Schlußstück vor dem Vorhang singen. Generalmusikdirektor Krips hat für den Don Juan noch nicht die feinnerotie Hand, die gleich die richtigen Register trifft, die für den Don Juan in den einzelnen Szenen zu stehen sind. Er will dem zwoölften und der dramatischen Stimmung zu ihrem Recht verhelfen, er geht Kompromisse ein. Die Einheit des Werkes leidet darunter. Don Juan ist für uns heute kein „besseres Spiel“ mehr, Don Juan ist eines unserer größten Musikdramen. S.

Badisches Landestheater. Die dreitägige Komödie „Mina“ von Bruno Frank, die, von Felix Baumach inszeniert, am Donnerstag, 22. Oktober, zur hiesigen Erstaufführung kommt, gewinnt in schauvielderlicher Beziehung einen besonderen Reiz dadurch, daß die beiden weiblichen Hauptrollen von einer und derselben Darstellerin hier von Lola Erwig — gespielt werden. Ueber ihr wirken in den übrigen wichtigen Aufgaben noch Hellmuth Wadewacher, Hermann Brand, Stefan Dahlen und Erik Herz mit. — Lorsten Secht erstellte die Bühnenbilder.

Badisches Landestheater. Die Morgenfeier „Johann Strauß“, die im Landestheater einen solch nachhaltigen Erfolg hatte, wird auf nächsten Sonntag am Sonntag, 23. Oktober, 11.15 Uhr wiederholt werden. Josef Krips wird zündende Melodien und andere Stücke mit dem Landestheaterorchester spielen. Walter Fanz und Wilhelm Kentsch singen. Die Ansprache hält wieder Intendant Dr. Carl Bogemann.

Uraufführung in Baden-Baden. Die Städtischen Schauspiele Baden-Baden unter der Direktion Robert Klupp und Dr. Robert Kubs bringen Anfang Dezember zur alleinigen Uraufführung das Schauspiel „Knotpernate“ von Stefan Kamate, dem erfolgreichen Autor von „Leinen aus Irland“.

WAHNEUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

2 Nachdruck verboten. Copyright by Fackelreiterverlag Hamburg-Bergedorf

Auch Herr Lamoine blüht sehr besorgt und befehlst sich einer müden Tonart. Saint Brice will wenigstens den Rückzug zur großen Gebärde machen. Um des Friedens willen nimmt Frankreich das Opfer auf sich, Gemeinheitsfission vor die eigenen Interessen zu stellen — so formuliert er den Herren die begnennende Rede.

Da zerbricht zehn Uhr fünfzehn ein Telegramm die elegische Stimmung. Die Admiralität von Toulon meldet, daß das französische Kanonenboot „Miglon“ vor einer Stunde einen italienischen Minenleger vor der Küste Corsikas in Grund geflohen hat, weil er in französische Hoheitsgewässer eingedrungen war. — Saint Brice ist kein mühsam aufgearbeitetes Werk des Rückzugs wanken. Ein Gewaltakt! Die Folgen müsten unübersehbar sein! In des Himmels Namen, müste denn der „Miglon“ gleich in solcher Weise auf sein Recht bestehen? Blicke! Was der fremde Minenleger ohne Mühe und durch unfehligen Zufall in die französischen Gewässer vorzustoßen!

Die Minister beraten mit hochroten Köpfen. Kostbare Zeit rinnt. Der Präsident prüft endlich schauend seinen Vorschlag: Saint Brice soll sich sofort mit dem italienischen Botschafter in Verbindung setzen, sein lebhaftes Bedauern ausdrücken und die Unternehmung des mysteriösen Vorganges aufklären. Dabei soll Saint Brice die Gelegenheit an Schöpfen haben und durch offene Aussprache die Atmosphäre entspannen.

Der Ministerpräsident geht — es ist inzwischen elf Uhr geworden — drei Zimmer weiter, um sich telefonisch mit dem italienischen Botschafter verbinden zu lassen.

Im Vorzimmer sitzt er mit Herrn Branciera zusammen. Saint Brice frohlockt innerlich: Italiens Botschafter kommt zweifellos um seinerseits sich zu entschuldigen, weil das italienische Fahrzeug unredlich in fremde Gewässer eindrang. — „Ich bin hocherfreut, Herr Botschafter, Sie untermet zu sehen! Ich hebe ganz zu Ihrer Verlässlichkeit“, jagt der Greis lebenswürdig. Der Sendling Roms verzicht keine Miene. Dür, elegant, mit haarigelnmittlen Gesicht, verneigt er sich höflich und sagt: „Ich habe die Ehre, Herr Ministerpräsident, im Auftrag meiner Regierung um die Fälle zu bitten.“

Der Franzose macht eine Handbewegung, als wollte er sich gegen den Lürgeriff stützen. Aber in derselben Minute hat er sich schon wieder vollkommen in der Hand. „Ich leugne nicht, Herr Botschafter, daß Ihr Auftrag mein tiefstes Befremden hervorruft. Wenn der unglückliche Vorfall vor Corsika Ihre Regierung zu diesem Schritt bestimmt — nun, ich war gerade im Begriff, Ihnen mein Bedauern auszusprechen.“

Der Italiener sucht distanzierend die Schulter. „Meine Regierung erblickt tatsächlich in der ohne Grund und Anlaß erfolgten Verletzung eines unserer Kriegsfahrzeuge einen Akt offener Feind-

seligkeit. Ich beabsichtige in drei Stunden mit dem Flugzeug abzureisen.“

Die Worte fahren dem Franzosen kalt an die Kehle. Der neue Menschentyp, den das schiffliche Italien hervorgebracht hat — denkt er. Bei jedem Wort, das der Italiener sprach, blickte ihm das Bronzeantlitz des Duce über die Schulter. Was ist aus den Männern des Landes flüchtiger Schönheit geworden? Oblette einer Idee, die „Staat“ heißt? Wille! Wille! Der alte Preuche in südlicher Neu-Fassung! Was das natürliche Wundlung oder nur wibernatürliche Züchtung, die vielleicht bei der ersten starken Probe versagte?

Saint Brice zieht sich ganz in Unabsehbarkeit zurück. „In einer Stunde werden die Hände überfand sein.“

Mitläßt aliten zwei Hände in konventionellem Gruß voneinander ab.

Im Beratungssaal berichtet Saint Brice den vollen Bruch. Die Stille im Raum ist unheimlich. Nur das Schnaufen des Präsidenten ist zu hören.

Sumette läßt seine Faust schwer auf den Tisch fallen. „Der Mann in Rom will den Krieg! In zehn Minuten muß unser Botschafter Kimsot den Abberufungsbefehl erhalten!“ Dem alten General fräut sich die Haarbüsche von der roten Schädeldede weg.

„Es scheint“, beginnt Saint Brice mit einer Entschlossenheit, die Blut und Erbitterung schwer verdeckt, „daß Frankreich auf eine harte Probe gestellt wird. Die Ehre und Würde Frankreichs fordern ...“

Vom Quai d'Orsay rauscht und brandet der dumpe Ozean der Menschenmassen herauf ...

Ein Uhr dreißig nachts spähen drei Augenpaare wie Raubtierlicher aus dem „Helios“ zur Küste Frankreichs hin. Drei müde, verbrauchte Gesichter, geisterlich im Schein der Glühlampen. Der Geschwindigkeitsmesser zeigt zweihundertvierzig Kilometer. Wer aus den Motoren noch mehr herauszuholen mag, zerprengt sie in Atome. Wie ein zu Tode Geheuter oder ein zu Tode Sehender stürzt sich der „Helios“ der Küste entgegen.

Wißfeuer des Leuchtturms von Lorient!

Es ist etwa Zeit zu verlieren? Vor einer halben Stunde schleuderte der Eifelturm seine Funken bis zu den Sternen hinauf; Rom hat in brücker Form seinen Pariser Botschafter abberufen! Warum? Was war inzwischen geschehen? — Himmel, Meer und Nacht geben keine Antwort.

Die höhnischen Glosaugen des Leuchtturms von Lorient empfangen den Anstürmenden. Die Augenbedel klappen auf, klappen nieder. Auf! — auf! Auf! — auf! — Das Gespenst, das jetzt in Europa umgeht, kann nicht hochstark lachen!

Mit bebenden Flügeln überbraust der „Helios“ den irrlichternden Infloren von Lorient.

Frankreich!

XII

Aus hunderttausend Menschen, die seit Mitternacht den Flughafen von Le Bourget besagern, bricht der Jubel. Er überdonnert den Lärm der Propeller. Noch erblickt kein Auge den „Helios“. In dreihundert Meter Höhe kreist er oben in der Nacht.

Leon Brandt in Frankreich! — dieses Bewußtsein reißt alle zu erstarrtem Rausch hin.

Taghell liegt die Erdoberfläche des Flugfeldes in der Beleuchtung der Scheinwerfer. Plötzlich rauscht es mit schweren Flügelschlägen erdwärts. Ehe noch die Augen die Umrisse des Riesenvogels richtig aufnehmen können, schießt er schon auf dem Fährstiel über den Boden hin, tut zwei, drei Sprünge. Steht unbeweglich in elektrischer Lichtfülle.

Von allen Seiten stürzt es in kleinen Gruppen heran. Brandt ist schon aus der Kabine gesprungen. Der erste, der ihm die Hand drückt, ist Jules Broucq. „Gott sei Dank, Brandt!“ In den gewaltigen Druck seiner Schmiebedäufel legt er seine ganze Freude und Freundschaft.

Ménard, Champelle, General Sumette, ein Heer von Bericht-erstattern fallen über Brandt her, holen Laroque und Prouffant aus dem „Helios“ heraus. Die Zeitungsleute halten Köpfe und Notizbücher gesüßt. Die Fragen hageln wie Geschosse auf die Flieger. Im Sturmschritt laufen die Reporter hinter Brandt her, aber auf die wartenden Kraftwagen geweiht. Brandt hat weder Luft noch Zeit, müßige Fragen zu beantworten, ihm selbst brennen hunderte Fragen in der Brust. Zudem raßt der Orkan der Begeisterung, daß kein Wort zu verstehen ist.

Die Kraftwagen knattern davon. Im zweiten folger Laroque und Prouffant mit dem Kriegsminister und dem Vizepräsidenten von Paris.

„Erzählt! Broucq! Ménard! Ist Europa irrsinnig geworden?“ Ménard redet ohne Unterbrechung. Bericht Punkt für Punkt. Champelle wirkt ab und zu eine Ergänzung dazwischen. Broucq, obwohl er den Hergang der Ereignisse genau kennt, horcht mit vorgestrecktem Schädel, seine Riefenfaust ruht dabei auf Brands Knie, als wollte er durch diese Berührung einen innigeren Kontakt mit dem Freund herstellen.

Unbeweglich hört Brandt zu. Die Dedenbirne bestrahlt die Stirnmarke, die das von Sonne und Sturm gebrannte Gesicht noch übertrötet. Die Lippen enden in herb zusammengesogenen Mundwinkeln.

Den Autos voraus rennt die Nachricht von der Landung. Den Massen am Quai d'Orsay ist sie plötzlich zugeslogen, feiner weiß, woher.

Im Arbeitsszimmer steht Saint Brice, horcht zu den Fenstern hin. Braufen erfüllt die Nacht. „Brandt! ... Leon Brandt!“ In mächtigen Wellen schäumen die Rufe gegen die Außenmauern. Saint Brice hebt den Vorhang. Er sieht die schmale Gasse, die der Polizeifordon im schwarzen Menschenstrudel freiläßt. Zwei Kraftwagen gleiten in verbalerter Fahrt auf Portal zu. „Brandt! Brandt!“ Es will nicht aufhören. Unersättliche Hoffnung glüht in den Massenrufen: „Brandt! Brandt! Brandt!“

Saint Brice tritt zurück. Der greise Kopf liegt müde auf den Schultern. Immer nur: „Brandt! Brandt! Keine Stimme, die „Saint Brice“ ruft! ...“

Er ermannt sich, verläßt rasch das Zimmer. Er will den von der Ozeanfahrt Heimkehrenden unten an der Treppe empfangen ... (Fortsetzung folgt.)